

## Errata für Millionen

Die Autobiographie von Benjamin Franklin (1791)

James Harper wurde 1844 zum 66. Bürgermeister von New York gewählt. Im Stadtgedächtnis nimmt er eine respektable Nische ein; er gehört zu den Inhabern des Amtes, die sich um die Modernisierung der Polizei, die Effizienz der Müllabfuhr und die Zurückdrängung der Patronage in der Stadtverwaltung bemühten. Auf der ganzen Welt bekannt ist Harpers Name aber wegen seines unternehmerischen Erfolges. Mit seinem Bruder John gründete er 1817 die Firma J. & J. Harper, aus der nach etlichen Fusionen der Verlagskonzern HarperCollins hervorging.

AMERIKA, WIE ES IM BUCHE STEHT



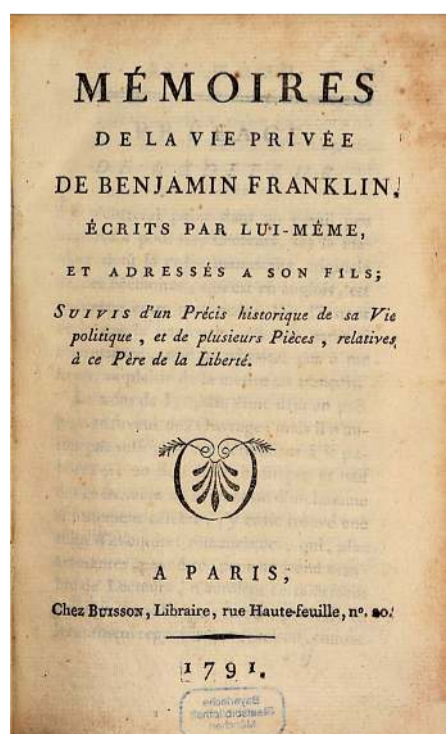
Auf Harpers Porträt im Rathaus sind zwei Bücher zu sehen, deren Titel man nicht entziffern kann. Wahrscheinlich handelt es sich nicht um Verlagsprodukte Harpers, sondern um die Schriften des Autors, dessen Büste neben den Büchern steht: Benjamin Franklin. Die Lektüre von Franklins Autobiographie soll Harper den Gedanken eingegeben haben, die Farm seines Vaters auf Long Island zu verlassen und den Beruf des Druckers zu ergreifen. Als Sechzehnjähriger kam er in die große Stadt, mit einem Schilling in der Tasche.

Harper hatte die von Franklin hinterlassenen Memoiren, die mit dem Jahr 1758 abbrechen, in englischer Sprache gelesen, aber nicht im Original. Die Londoner Ausgabe von 1793 und deren amerikanische Nachdrucke waren eine Rückübersetzung der 1791, ein Jahr nach Franklins Tod, in Paris gedruckten Erstausgabe. Der Umweg war passend, denn Franklin wurde von den Franzosen zunächst viel lebhafter betrauert als in Amerika. Erst 1818, ein Jahr nach der Firmengründung der Gebrüder Harper, brachte Franklins Enkel William Temple Franklin in London und Philadelphia die „Memoirs of the life and writings of Benjamin Franklin“ auf der Grundlage des Manuskripts heraus.

Der Herausgeber nutzte das geerbte Copyright auch für Eingriffe als Lektor. Am Anfang des ersten Kapitels steht gedruckt: „From the poverty and obscurity in which I was born, and in which I passed my earliest years, I have raised myself to a state of affluence and some degree of celebrity in the world.“ Im Manuskript steht „reputation“ statt „celebrity“ und an der Stelle der aktiven Aufstiegsbehauptung ein „emerged“, das an einen fast unauffälligen Naturvorgang denken lässt. Wie der jüngst verstorbene Historiker Gordon S. Wood in seinem Buch „The Americanization of Benjamin Franklin“ erläutert, bildete der Autobiograph Franklin stellenweise noch die Diskretion nach, die er beim Eintritt in die Welt der Gentlemen hatte walten lassen müssen, weil er sich mit Arbeit die Hände schmutzig gemacht hatte.

1783 nahm Franklin die Niederschrift der Memoiren wieder auf, nachdem ein Freund ihm nahegelegt hatte, dass seine Lebensgeschichte symbolisch für „ein aufstehendes Volk“ stehe. Ein anderer sagte eine Millionenleserschaft voraus. Das Bestsellerpotential hätte Franklin gewiss auch von selbst erkannt. James Harper dürfte an einem Wortspiel seine Freude gehabt haben, mit dem Franklin zu verstehen gibt, dass er sich seines Berufs nicht schämen muss. Fehlentscheidungen nennt er „the great errata of my life“. Ein Erratum ist ein Fehler, der sich nicht aus der Welt schaffen lässt. Mit dem eingelegten Zettel wird er gleichzeitig korrigiert und konserviert.

PATRICK BAHNERS



Titelblatt zur 1791 in Frankreich publizierten Autobiographie von Benjamin Franklin Foto Münchener Digitalisierungszentrum



Das ist das Werkzeug für die Idee von „Weiter Schreiben“: Die Kraft des Austauschs per Brief wird zur Bewältigung des Lebens in Krisensituationen genutzt.

Foto dpa

# Die schwärzesten Nächte der Welt

Wie spricht man über den Krieg? Das Programm „Weiter Schreiben“ versucht in Briefwechseln mit Autorinnen aus Krisenregionen, Antworten darauf zu finden.

Von allen Formen der Kommunikation über große Entfernungen hinweg ist mir das Briefeschreiben die liebste, denn Briefe können die Beziehung vertiefen“, schreibt Parand an die Schriftstellerin Mithu Sanyal. Bevor beide in ihre Korrespondenz eintraten, waren sie einander fremd. Jetzt verbindet sie ein Austausch zwischen Kabul und Düsseldorf, über Landesgrenzen hinweg. Einander Trost spenden und dem erlebten Kummer Raum geben, darüber schreibt Parand. Sie erzählt von zerrissenen Familien wie der eigenen, die auf verschie-

denen Kontinenten leben und sich vielleicht nie wiedersehen werden.

Parand ist ein Pseudonym, denn die Schriftstellerin riskierte ihr Leben, wenn ihre Identität auffliegen sollte. Sanyal schreibt, es sei schwer gewesen, mit ihr Kontakt aufzunehmen, „seit die Taliban die Regeln für Frauen noch weiter verschärft haben, weil dich Nachrichten von Ausländerinnen in Gefahr bringen können“. Über konspirative Wege wurden sie schließlich doch zugestellt.

„Worte auf Papier, so zerbrechlich wie Glas (...) Die Taliban mögen deine Stimme verbieten, doch die ganze Welt möchte sie hören“, so beschreibt Sanyal die menschliche Perspektive Parands in einer unmenschlichen Krisensituation. Über mehrere Monate hinweg näherten sich die beiden Frauen der Frage an, wie Kummer überhaupt auszuhalten ist.

Viele andere Briefe des Programms „Weiter Schreiben“ umkreisen die gleichen großen Fragen und finden manchmal nur eine Lösung: schreiben, um weiterzumachen, schreiben um des Schreibens willen. Im Rahmen des Programms tauschen Parand und andere Menschen, die in Krisengebieten oder im Exil leben, sich mit deutschsprachigen Autoren und Exilanten aus.

In „Wenn ich deine Worte lese, finde ich den Weg zurück nach Hause“, einem Sammelband, der jetzt von Annika Reich und Mirjam Wittig herausgegeben worden ist, sind fünfzehn solcher Briefwechsel versammelt, die unter anderem zwischen Salamiyya in Syrien und Berlin changieren.

Teilweise gehen den Briefwechseln mehrstufige Übersetzungsprozesse voraus, zum Beispiel vom Arabischen ins Deutsche, ins Ukrainische oder Belarussische über das Deutsche und dann wiederum ins Tigrinische. Die deutschsprachige Kulturproduktion wird dadurch um vielfältige Perspektiven bereichert. Einige der Briefe erschienen bereits in der F.A.Z., in deren E-Paper-Beilage „Bilder und Zeiten“.

In den fünfzehn Briefwechseln wird Alltägliches erzählt, wie das zeremonielle Kaffeetrinken oder über die individuellen Strategien, mit den Restriktionen in den Herkunftsländern klarzukommen. Allesamt eint diese Briefe die Frage, was Heimat bedeutet.

Neben Judith Hermann, Daniela Drösch oder Katerina Poladjan wird vorwiegend Schriftstellern aus anderen Ländern der Welt Raum gegeben wie der syrischen Autorin Lina Aftah, die heute in Wanne-Eickel lebt, dem iranischen Dichter Ali Abdollahi, der sich mittlerweile in Berlin aufhält, oder Daryna Gladum aus Butscha in der Ukraine, die an unterschiedlichen Orten im Exil lebt.

Das Briefschreiben gibt eine mögliche Antwort darauf, mit der Dunkelheit, die viele der Autorinnen erlebt haben, umzugehen. „Weiter Schreiben“ versammelt mehrheitlich Texte von Frauen, die oft auch über das Frausein nachdenken. Ihnen geht es in einigen Krisenregionen besonders schlecht. Marie Bamyani (ebenfalls ein Pseudonym) schreibt zum Beispiel: „Ich bin mit meinen Gedanken bei den Frauen und Mäd-

chen in Kabul, deren Tage während dieser zweieinhalb Jahre immer wie die Nacht sind, ihre Nächte schwärzer als alle Nächte dieser Welt.“

Der Brief ist dabei eine kleine Form, dessen ausgewählte Wörter mit ihrem autofiktionalen Gewicht schwer wiegen und dank der Kürze die Wucht im Kleinen transportieren. Die intime Dimension des Briefschreibens macht die Auswirkungen von Gewalt auf Individuen plastisch sichtbar, wenn es um das Sprachfinden geht, in einem Krieg gegen das Gedächtnis. Oder wie der afghanische Autor Zia Qasemi, der heute im Exil in Uppsala lebt, schreibt: „Dieser Brief sollte von Wehmut und Heimatlosigkeit erzählen. Heraus kamen vielleicht etwas ungeordnete und zusammenhängende Wörter und Sätze – dem Geist der Person entsprechend die Vertreibung erlebt hat.“

Der kürzeste Brief von Katerina Poladjan vom 7. April 2020 lautet: „Lieber Abdalraham, singst du gern? Liebe Grüße Katerina“, und er fängt die persönliche Ebene, das Dialogische, die Verknüpfung über das Musikalische und die Eigenheit dieses Schreib-Experiments ein. Dieses Experiment knüpft an die Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht“ an. Das fortlaufende Briefschreiben öffnet einen Möglichkeitsraum, vielleicht irgendwann die Gewaltkreisläufe zu durchbrechen.

„Wenn ich deine Worte lese, finde ich den Weg zurück nach Hause“ heißt die Sammlung. Ihre Autoren nähern sich in der Tat den Orten an, die sie als Zuhör-

er bezeichnen würden. Mal ist es ein „altes, schönes, herrschaftliches Haus, wahrscheinlich aus dem 19. Jahrhundert (...) und das nun entzweierte war: ein riesiger Spalt teilte es in zwei Stücke und inmitten dieser klaffenden Lücke ragte ein schmaler, schöner Baum hervor“; mal der Vers eines Gedichts: „Der Mensch ist kein Vogel, der, welche Grenze er auch überquert, eine Heimat findet.“ Oder es ist die Musik von Nabil Arabaan.

Neben der geographischen Heimat beherbergt auch die Sprache die Menschen in sich. Sie eröffnet einen globalen Raum, in dem Kummer geteilt und verkleinert werden kann. Parand schließt ihren letzten Brief an Mithu Sanyal deswegen hoffnungsvoll: „Eines Tages werden unsere Briefe in einem Buch veröffentlicht, und wir werden die ersten beiden Frauen sein, die von zwei Enden der Welt aus miteinander über das Leben, die Politik, den Glauben und die Kultur sprechen und so einen Schritt in Richtung globaler Toleranz gehen.“ Doch was bedeutet das schon, wenn so viele Menschen weiter in Gefahr leben?

EVA GOLDBACH



„Wenn ich deine Worte lese, finde ich den Weg zurück nach Hause“ Briefe von Autor:innen im Exil. Hrsg. von Annika Reich und Mirjam Wittig. Ullstein Verlag, Berlin 2026. 400 S., geb., 24,99 €.

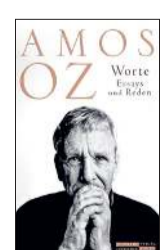
## Vom Sturm in der Teetasse

Vom Radio-Studio über eine Siedlung im Westjordanland bis zur Universität von Tel Aviv: Ein Band mit Reden und Essays von Amos Oz

Von dem Moderator und späteren Dokumentarfilmer Chaim Yavin stammt die Beobachtung, dass die israelische Gesellschaft an politischem Interesse verloren habe: „Heute kann niemand leugnen, dass gegenüber grundlegenden theoretischen politischen Problemen ein beachtliches Maß an Gleichgültigkeit oder zumindest Unbekümmertheit herrscht.“ Das klingt fast wie eine Form der „News Avoidance“, jener bewussten Abwendung von Politik, mit der sich die Vermeidenden vor vermeintlich negativen Gefühlen schützen wollen. Mit Blick auf die Schwierigkeit von Parteien, Vereinen und Leserkreisen, Nachwuchs und Engagierte für sich zu gewinnen, klingt Yavins Analyse wie eine Gegenwartsbeschreibung.

Doch sie stammt aus dem Jahr 1964 und wurde im Rahmen des ersten Radiointerviews gemacht, das mit dem israelischen Autor Amos Oz geführt wurde. Er war damals 25 und führte eine Diskussion über eine seiner frühen Erzählungen. Dieses Gespräch im öffentlichen rechtlichen Sender „Kol Israel“ bildet in transkribierter Form den Auftakt der jetzt im Jüdischen Verlag erschienenen Sammlung von Reden

und Essays aus Oz' ganzer Lebenszeit. Sechzehn Texte finden sich darin, die die Historikerin Fania Oz-Salzberger, die Oz' Tochter ist, und Gafni Lasri Kokia aus dem Zeitraum von 1964 bis zum letzten Vortrag, den Oz im Juni 2018 an der Universität Tel Aviv hielt, zusammengetragen haben.



Amos Oz: „Worte“. Essays und Reden. Hrsg. von Fania Oz-Salzberger und Gafni Lasri Kokia. Aus dem Hebräischen von Jan Eike Dunkhase. Jüdischer Verlag, Berlin 2026. 303 S., geb., 26,- €.

Die Anordnung der Reden und Essays, darunter die Rede von Chezwa, „Über die Liebe zum Land“, von 1981 oder „Reflexionen über das Buch Jeremia“ von 2016, lässt den Leser miterleben, wie Oz seine Standpunkte immer wieder hinterfragte und diese für neue politische Ereignisse fruchtbar machte. So spricht er vor den Radiohörern des Jahres 1964 etwa von einer „Notwendigkeit der Verlegenheit“: „Eine ‚gute Verlegenheit‘ nenne ich eine Verlegen-

heit, die den Menschen zwingt, seine Konventionen zu hinterfragen, die den Menschen zwingt, grausam zu seinen Heiligen zu sein.“

In dem im Sammelband unmittelbar folgenden Tagesbefehl, den Oz für seinen Freund und General Israel Tal formulierte und der sich an die Soldaten der israelischen „Stahlformation“ richtete, schrieb Oz wiederum: „Soldaten der Stahlformation: Das Signal wurde gegeben! Heute ziehen wir aus, die Hand zu zerschlagen, die ausgesandt wurde, uns die Kehle zuzudrücken.“ Die Wertschätzung von Verlegenheit war also unter dem Eindruck des 1967 geführten Sechstageskrieges einer Entschlossenheit gewichen, in der Auseinandersetzung mit den arabischen Staaten Ägypten, Jordanien und Syrien zur Waffe zu greifen.

Amos Oz: „Worte“. Essays und Reden Jüdischer Verlag

Oz war ein Intellektueller, der auf der Suche nach Wahrheit immer wieder nach den richtigen Worten suchte. Durch die strenge Transkription im Buch, die Oz' gesprochene Sprache mit Pausen und Wiederholungen weitestgehend ungeschliffen wiedergibt, kann der Leser direkt an dieser dynamischen Suche teilhaben. So heißt es einmal: „Ich

spreche nicht nur vom Recht der Verlegenheit, ich spreche von der Notwendigkeit der Verlegenheit. Ich spreche von der ... von der ... von der Tatsache, dass die Verlegenheit eigentlich etwas Wesentliches ist.“ Auslassungszeichen zu nutzen, ist editorisch also ein geschickter Schachzug. Eine Version, die durch redaktionelle Korrekturschleifen „perfektioniert“ worden wäre, hätte diese Unmittelbarkeit des Denkens nicht vermittelt. Bei der Lektüre wird Oz' eigene Verlegenheit somit orthographisch erlebbar.

In der deutschen Ausgabe des Radiointerviews von 1964 spricht der Moderator Chaim Yavin von einem „Sturm im Wasserglas“. Im hebräischen Original heißt es „Se'ara be-kos mayim“ – Sturm in der Teetasse. „Dass deutsche Redewendungen ins israelische Hebräisch Eingang gefunden haben, ist ja an sich nichts Ungewöhnliches, umso weniger, wenn es sich bei den Sprechern – wie bei Yavin – um Jekken beziehungsweise Kinder jekischer Eltern handelt“, erklärt der Übersetzer Jan Eike Dunkhase.

Einige der Texte zeigen Oz auch als das, wofür er hierzulande bekannt wurde: als Stimme der Mäßigung, die unmittelbar mit Andersdenkenden in Diskurs

tritt. So sprach Oz etwa 1982 vor Bewohnern der Siedlung Ofra im von Israel besetzten Westjordanland: „Ich meine, dass eben die Annexion dieser Gebiete eine existentielle Gefahr für den Staat Israel darstellt.“ Er tritt in Israel als kritische Stimme auf und zeigt sich im Ausland als vehementer Verteidiger seines Staates.

Wer durch den Band blättert, erlebt einen Amos Oz, der oszilliert zwischen einer unverfrorenen Ehrlichkeit über die Bedingungen der geopolitischen Lage Israels, einer Zugewandtheit gegenüber politisch Andersdenkenden, einem unbändigen Wunsch nach universeller Liebe und der Sehnsucht nach einem unbefangenen Heimatgefühl.

In seiner letzten Rede rekurrierte Oz auf ein Gespräch, das er mit seinen Enkeln geführt habe: „Euer Opa hat in der Publizistik und auf Demonstrationen viele Jahre lang in der ersten Reihe gekämpft, jetzt kämpft ihr in der ersten Reihe. Opa ist jetzt in der Logistik, verantwortlich für die Munition. Hier ist dieses kleine Büchlein, das soll eure Munition sein.“ Man fragt sich angesichts dieses Buchs und der aktuellen Lage, ob es Munition für den Krieg oder für den Dialog bereithält. NIKOLAS ENDER